

GRANUM, GRADUS, GRATIA

Die drei Geschäfte der Wahrnehmung

Der Jagd nach der Angemessenheit, nach dem Kairos, dem erfüllten Augenblick, oder soll ich sagen die Jagd nach dem Snark wie Lewis Carroll, oder gleich von der „Blauen Blume“ sprechen wie Novalis, dem Sehnsuchtsziel aller Bemühungen und Anstrengungen, der „Quality without a name“ wie Christopher Alexander, oder der „Heimat“ wie Ernst Bloch ?

Alle diese Abkürzungen des Unsagbaren, diese Bilder, Metaphern und allegorischen Darstellungen des zur Aktivität treibenden Motivs, dieses Agens und Movens, diese Namen für den Trieb und das Triebziel und die ewigen Aufforderungsgestalten sind Legion und alle Sprachen, Religionen und Kulturen haben Vergleichbares in ihrem Repertoire. Alle wollen irgendwohin, wo sie bisher nicht waren, sind oder sein konnten, wollen etwas erlangen, was ihnen bislang unerreichbar war, etwas erleben, das nur in ihrer Vorstellung existiert. Das setzt, wie Bloch sagt, Aktivität in Gang, die Unvollkommenheit stiftet Unruhe, das Unfertige reizt zur Tätigkeit, der Traum vom Besseren verlangt nach Realisierung.

Der grandiose Gedanke des „non finito“ der Welt, der noch nicht zu Ende gebracht und zur Vollendung entwickelten Realität treibt Bloch in die Dunkelkammern der Geschichte und dort zur Untersuchung der jeweils verwendeten Methoden, Rezepturen und Entwicklungsagentien. Er sucht in der Kulturgeschichte die Kristallisationspunkte, Gerinnungsstadien und Manifestationen auf, um die Modelle zu studieren, nach denen sich die Spezies zur Vision verhalten hat. Er findet heraus, wie sie dieses Unfertige samt dem Phantasierten in ihrem Alltag eingebaut hat, welchen Ort sie dem Wunsch, dem Traum, der Vision in ihrem Leben zugestand. Der Reigen der Figuren und Gedanken, in welchem er sich mitbewegt, umfasst Romantiker, Weltverbesserer, Erfinder, politische Eiferer, Analytiker, kühne Denker und mit Realisieren beschäftigte Künstler und Techniker, die er allesamt als Getriebene der Hoffnung arbeiten sieht. Die Optimierung und Amelioration ist ihr Motiv, ihre Blick ist nach vorn gerichtet, nach rückwärts und zur Seite allenfalls auf der Suche nach geeigneten Materialien, Vorlagen und Mustern.

Uns interessiert im Zusammenhang mit diesem bewunderten Bild, welche Arbeitsmethoden und Vorgehensweisen eingesetzt werden und was diese wiederum mit Kunst gemeinsam haben könnten. Also weniger die Resultate und die zu Stande gebrachten Zwischenergebnisse, sondern die Handlungen, die, so ist zu vermuten, zielgerichtete und durch Gedanken ausgewählte und gelenkte sind.

Man kann zwei völlig verschiedene Methoden anwenden, um die Realität in die Richtung des Wunsches zu bewegen. Worum auch immer es sich handeln mag, ich kann hart am Thema arbeiten, ernst, konzentriert und unbeirrt meinen Plan verfolgen und ihn heldenhaft gegen alle Widrigkeiten durchsetzen und verteidigen. Ich kann aber auch meine Arbeit flexibel halten, sie ständig den Gegebenheiten anpassen, sie nachjustieren, sogar Ziele neu definieren und die Arbeit zugunsten einer anderen, sinnvoller erscheinenden aufgeben, ohne das Ziel aus dem Auge zu verlieren.

Ich kann meine Energie für die Verbesserung eines bereits bestehenden Objekts einsetzen und es solange optimieren bis es in die Nähe des Gewünschten kommt. Ich kann aber genauso gut und erfolgreich das bereits Bestehende beiseite lassen und mich mit einem neuen Konzept oder Objekt beschäftigen, dessen Erfindung ganz andere Richtungen einschlägt, und das nämliche Problem mit Hilfe anderer Algorithmen angeht. Beide Strategien sind legitim und es ist müßig die revolutionäre gegen die reformistische, oder optimierende ausspielen zu wollen. Man kann den klassischen Mustern folgen, man kann aber auch aus der Kritik an diesen andere entwickeln und erproben. Man kann bei einer Richtung, einem Fach, einer Disziplin bleiben und diese bis an die Grenzen treiben und ausschöpfen, ebenso ist es möglich und zulässig, Fächer und Disziplinen so zu kombinieren, dass neue Denkfiguren, Synergien und Widersprüche entstehen, die in dieser Form bislang noch keine Perspektive auf die Sache ergaben. Ich kann aufeinander aufbauen und eindimensional folgerichtig zu Werke gehen, ich kann aber ebenso gut sprunghaft und unsystematisch variieren, mehrdimensional modellieren und fragen, um die Phänomene flach aber weiträumig statt eng und tief abzusichern. Ich kann mit laborhaften Simulationen arbeiten oder mit in-vivo Experimenten, kann mit Ordnungen, Klassifikationen und Kategorienkatalogen umgehen, oder mit strengen Descriptionen und formal-chronologisch-statistischen Kasuistiken... die einzelnen Arbeitsmethoden sind endlos wie die Gewerke und diese unbegrenzt wie die Fragestellungen, Visionen, Handlungs- und Sehnsuchtsziele.

Alle Bearbeitungen, Entwicklungen und Veränderungen kennen Zustände und Stadien; ein Anfangsstadium und mehrere Zwischenstadien, ein fortgeschrittenes Stadium und schließlich das Endstadium. In Arbeit und Krankheit, Wachstum und Krise beobachten wir die Ablösung eines Zustand durch einen nächst folgenden, wir erkennen Übergänge und unterschiedliche Dynamik, wir sehen spontane Umsprünge und langwierige Entscheidungen, analoge und digitale Vorgänge, regelmäßige und sprunghafte, eindimensionale und mehrdimensionale Entwicklungen, Fortschritte und Rückfälle, geradlinige Verläufe und chaotische Prozesse, Vorhersehbares und Überraschendes.

Außer in der seriellen und industriellen Fertigung, die sich auf Gleichförmigkeit ihrer Produkte verpflichtet hat, ist eine jede Arbeit, die handwerkliche wie die geistige, die dienstleistende wie die herstellende, die manufakturielle wie die Bearbeitung von Einzelstücken ein Experiment mit offenem Ausgang. Der homo faber, von dem ich hier fast ausschließlich spreche, kämpft ständig mit seiner Umwelt in Gestalt des Materials, das er zu verändern trachtet, um es seinen Wünschen gefügig zu machen und um dadurch die Umwelt in die Richtung seiner Visionen vom Besseren zu bewegen. Sonderbarer Weise schlägt diese Spezies den Weg ein, die Welt zu verbessern und sich angenehmer zu machen, statt sich selbst, was sie sicherlich ebenso könnte, an die Gegebenheiten der Umwelt so weit anzupassen, dass die Bewegungen in ihr weniger schmerzhaft und entbehrungsreich ausfallen.

Die gesamte abendländische Philosophie -, Religions- und Technikgeschichte unterstützt uns darin, im Programm „mens agitat molem“ erfolgreich voranzuschreiten und beachtliche Kulturleistungen nicht nur zu erbringen, sondern sie auch noch zu begründen. Ceasar, die Päpste Sixtus und Pius VI., Mussolini und die Pontinischen Sümpfe, Ramses II und sein Abu Simbal, die Fa. Hoch-Tief und Abdel Nassers Assuan Staausee, die Nazis, die Nasa und die Reise zum Mond sollen stellvertretend genannt sein. Gigantische Anstrengungen und ruhmsüchtige Taten, elaborierte Wissenschaften und beeindruckende Techniken bietet dieser homo faber auf, um die Welt nach seinen Vorstellungen einzurichten und es scheint ihm lieber zu sein oder leichter zu fallen, als an seinen Vorstellungen etwas zu ändern. Das liegt wahrscheinlich an den überkommenen Subjekt-Objekt-Verhältnissen, unseren Werkzeugen und Handlungen und dem vertrackt indirekten Bewusstsein, das wir offensichtlich nur mit ihrer Hilfe fassen und definieren können.

Die Methoden, Werkzeuge und Hilfsmittel müssen in regelmäßigen Abständen inspiziert und auf ihre Tauglichkeit überprüft werden. Das macht aber niemand ohne Not, freiwillig oder gar aus Einsicht, sonst würden heute keine Wissenschaftlichen Aussagen mehr mit Hilfe der Statistik in die Welt gesetzt und anschließend mit dem nämlichen Werkzeug geprüft, würden keine unsinnigen und willkürlichen Taxonomien Studenten mehr in trügerischen Sicherheit wiegen, wäre die zweiwertigen Logik längst abgeschafft und hätten nicht so viele simplifizierenden Dualismen und Dichotomien die Oberhand im üblichen Diskurs behalten können. Nur wenn Beschreibungen den Gegenstand nicht mehr erkennen lassen, Prozesse unverständlich werden, Bearbeitungen das Objekt zerstören oder verstümmeln statt es zu präsentieren, wird über Methoden und Werkzeuge nachgedacht. Dabei ist noch lange nicht von den zugrunde gelegten Ordnungsvorstellungen die Rede, von den Feinheiten der Schattierungen, Nuancen, Stufen, Phasen und Stadien und ihrer inhärenten Logik.

Auf dieser Ebene nämlich spielen sich die tatsächlichen Dramen der Voreinstellungen, der Konventionen und vorgefassten Urteile ab, auf dieser Ebene bereits wird entschieden, ob dieses oder jenes Phänomen existiert oder nicht, ob es sichtbar und thematisch werden kann oder nicht. Die Stichworte dieses Zusammenhangs sind Tiefenschärfe, Skalierung, Raster, Granularität, Phasen, Stadien, Stufen, Klassen, Gruppen, Ebenen, Schichten, Stufen, kritische Werte, Differenzen, Quotienten, Kategorien, Taxonomien, Kataloge, Nomenglaturen...etc. Meist sind es Ordnungs- und Beschreibungswerkzeuge, die stillschweigend benutzt werden, weil sie vorausgesetzt werden können, ohne dass man sie im Einzelfall glaubt problematisieren zu müssen.

Diese Artistenpredigt bemüht sich um die schwer fassbaren, heimlichen Vorbilder, Vorbegriffe und Vorstellungen und versucht dieses Gelände zu kartieren und zum besseren Gebrauch zu arrondieren, sofern und soweit das möglich ist.

Metaphorisches wird in diesem Versuch eine prominente Rolle spielen und als Werkzeug imponieren, das weit über den rhetorischen Anlass hinausgeht und bisweilen sogar beinahe Gesetzescharakter annimmt.

Eine Sonderform der Wahrnehmung, eine in besonderer Weise konzentrierte, interessierte und isolierende nennen wir gemeinhin Beobachtung.. Beim Spazieren über eine blühende Sommerwiese sehe ich viele Pflanzen, bin von einem Gesamteindruck gefangen, wenn der Himmel dazu noch ein schönes Gesicht macht, ich in guter Stimmung und geliebter Begleitung bin, bilden die Pflanzen der Sommerwiese gewissermaßen den Unter-oder Hintergrund meiner erfreulichen Verfassung. Bleibt mein Auge an einer bestimmten Blütenart hängen, aus welchen Gründen auch immer, und beginnt sie mich zu interessieren und fange ich an, sie mit anderen aus der Umgebung zu vergleichen, habe ich sie bereits aus dem Blütenteppich der Sommerwiese isoliert. Der Fokus meiner Aufmerksamkeit stellt den Rest der Wiese unscharf, nur dieses kleine Blütchen leuchtet ungefähr in der Mitte meines Sehfeldes. Wenn sich mein Interesse steigert, ich mehr über Färbung, Wachstum, Verbreitung, Aufbau, Ernährung und Verhalten über das Jahr wissen möchte, werde ich möglicherweise die Pflanze ausgraben und sie zu Hause in eine Nährlösung setzen, um sie näher und länger untersuchen und beobachten zu können. Schreibe ich dann noch meine Beobachtungen auf, und gebe mir Mühe mit der Regelmäßigkeit und Ordnung meiner Notate, ist meine zielgerichtete, interessensgeleitete und konzentrierte Wahrnehmung gänzlich zur systematischen Beobachtung geworden.

Da ich meine Beobachtungen zwangsläufig untereinanderschreiben muss, wenn ich sie später noch lesen können möchte, stelle ich automatisch eine chronologische Reihe her, im Sinne von erst das, dann jenes.

Bei Lesen chronologischer Reihen stellen sich, spätestens beim Feststellen der ersten Wiederholung, Vermutungen ein. Erste Wann-Dann-Beziehungen werden durch Wiederholungen zu „immer-wenn-dann-Beziehungen“ und bringen mich sogar zu Erwartungen, nach dem Muster: es ist zu erwarten, dass auch morgen, wenn die Pflanze Tageslicht bekommt, sich ihre Blüte öffnet.

Noch ist keine Rede von kausalen Beziehungen, da fehlt noch die Hume'sche Gewöhnung, um aus solchen aufgereihten Beobachtungen einen einigermaßen verlässlichen Nexus zu machen.

Reihen sind etwas höchst Bemerkenswertes. Mit ihrer Hilfe scheinen wir Ordnung im Chaos der Eindrücke herstellen zu wollen, wobei im Erstens, Zweitens, Drittens nicht nur das Zählen beginnt, sondern auch Veränderungen und vielleicht sogar Entwicklungen sich andeuten. Mit der Reihung beginnt zweifellos das Sortieren, das Bilden von Serien, Folgen und Vergleichen. Sie ist eine der ältesten Kulturleistungen, noch nicht sehr weit von tierischen Leistungen entfernt, die ihrerseits bereits Größenunterschiede feststellen. Die Beobachtung von Konstanz und Variabilität, die Zerlegung von variablen großen Größen in Summen von kleineren, aber konstanten Größen, wie es beim Einsatz von Körpermaßen geschieht, die Bildung von Summen, Symmetrien und Gleichgewichten, bis hin zur Ableitung von Rangfolgen und zur Entwicklung des Kausalnexus sind allesamt aus der Reihung hervorgegangen.

Die Stelle, an der eine Sache in der Reihe steht, ihre Position, kann mit einem Wert assoziiert werden. Die Tatsache, dass sie an fünfter Stelle steht, kann unschwer mit anderen fünften Positionen gleichgesetzt werden. Sie kann auch im Vergleich zu anderen Positionen gesehen werden, zB wenn dieser beim Wettkampf an fünfter Stelle das Ziel erreichte, beim Steine Werfen jedoch die zweite Position besetzte, kann ich daraus den Schluss ziehen, dass er wohl besser Werfen als Laufen kann.

Mit solchen Vergleichen innerhalb einer Reihe und Rangfolge beginnt das Denken in Funktionen, die immer mindestens zwei Werte miteinander in Beziehung setzt.

Reihung, Vergleich, Funktion, Kausalität... damit beginnt bereits das gefährliche Spiel des Symbolisierens und Schlüsse Ziehens, das man Logik genannt hat, und das in „Alle S sind P“ endet. Jenes Denkens, das dadurch gekennzeichnet ist, dass man nicht mehr dabei sein muss, da S und P Dinge, Sachverhalte, Personen, Situationen symbolisieren und ich mit diesen Symbolen rangieren kann, ohne auf Dinge, Sachverhalte, Personen oder Situationen Rücksicht nehmen zu müssen. Diese ins Monströse gesteigerte Wenn-Dann-Beziehung, dieses verantwortungslose Fällen von Urteilen und vermessene Vorwegnehmen von tatsächlichen Ergebnissen beginnt bereits mit der Reihung, mit dem Hinlegen und Ausbreiten der gesammelten Muscheln und Steinchen, mit dem nach der Größe Ordnen, nach Farben sortieren und Zahlen zuschreiben, dem Zählen und Präferenzen zuteilen.

Wenn das Ordnen zur Gruppe der Invarianten unserer Spezies gehört und wir bereits auf der Ebene der Wahrnehmung damit beginnen, springt das Tertium comparationis in den Vordergrund der Aufmerksamkeit, die Kriterien, nach denen wir ordnen, sortieren und in Reihe bringen. Beschäftigt man sich mit Ordnungen ist das Chaos vor der Tür, denn nach Durchmusterung der endlosen Ordnungsmöglichkeiten wird deutlich, dass Ordnung mitsamt den ins Auge gefassten Kriterien erst definiert und ihrerseits verortet werden müssen, bevor man sie anwenden kann. Bereits im Sachkundeunterricht der Grundschule werden wir mit der geballten Konvention konfrontiert, wenn wir aufzählen sollen, welche Handwerke wir kennen, welche Verrichtungen im Haushalt, welches Werkzeug, wie viele Flüsse und Meere wir kennen, wie viele Automarken, Supermärkte, Körperteile, Farben oder Schmetterlinge. Etwas Ähnliches muss Novalis im Sinn gehabt haben, als er in den „Lehrlingen zu Sais“ immer wieder davon spricht, dass die Tempel-Schüler gehalten waren, ihre gesammelten Fundstücke auszubreiten und in „Reihen zu legen“. Von einer Art prästabilierten Harmonie und einem wohlgeordneten Ganzen ausgehend, war es ihnen möglich, fehlende Teile zu erkennen und die Lücken glücklich zu schließen. Ob es chronologische Reihen waren, oder morphologische, sachlogische, oder nach Begeisterungsgradienten gestaffelte, darüber ist leider nichts gesagt. Er spricht von „bunten Reihen“ und „gut gelegten Reihen“ und lässt erkennen, dass es sich um eine Form des Analogie- und Sympathiezaubers handeln muss, der es ermöglichen soll, die Natur zu erkennen und zu lieben. In der Geschichte von dem schönen, geheimnisvollen Kind deutet er solches an: *„Eines Tages war (der Knabe) traurig ausgegangen, er kam nicht wieder, und die Nacht brach ein. Wir waren seinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmerung kam, hörten*

wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied, wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsere Mitte trat er bald, und brachte, mit unausprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küsste ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an und legte dieses Steinchen auf eine leeren Platz, der mitten unter anderen Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen sich berührten. Ich werde dieser Augenblicke nie fortan vergessen.“ (Ausgabe Hanser 1981, S.203/Zeile 15f)

Das Auffinden eines die Reihe komplettieren Stückes ist gewiss ein fröhlicher Anlass, wenn es dann aber noch ein echtes „missing link“ ist, wie in diesem Falle, gar der Schnittpunkt mehrerer axialer Reihen, „*gerade wo wie Strahlen viele Reihen sich berühren*“ dann ist es eine Genie-Tat, deren Zeuge gewesen zu sein, man nie fortan vergessen wird. Was sind das für einander berührenden Reihen ?

Sind es Farbreihen, die sich mit Zahlenreihen kreuzen, Intensitätsskalen, die sich mit Schmerzstufen berühren, morphologische Reihen, die sich mit Bedeutungsreihen schneiden, oder gar Abstufungen der Schönheit, die sich mit Stadien der Wahrheit und solchen der Gutheit berühren wie bei den alten Kalokagatisten.

Da man bei Novalis getrost und ohne ihn zu verkennen, von der Idee des „Allzusammenhangs“ ausgehen kann, herrscht ein wildes und beglückendes Überschneiden aller möglicher Reihen, die Bahn der Gestirne, das Aussehen der Steine und Blumen, Lichter, Bewegungen, Figuren und Charaktere, die Wolken die Pflanzen, die Felsenbilder... „*er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein.*“ (Ausgabe Hanser 1981, S.202/Zeile 20)

Diese Reihen unterscheiden sich zwar deutlich von den Messreihen heutiger Übung, der alte Analogiezauber scheint aber ungebrochen, denn noch immer lesen wir aus Differenzen Entwicklungen ab, interpretieren wir chronologische Reihen als trends und statistische „Zusammentreffungen“ als wissenschaftlich begründete Wahrheiten. Die Reihen wurden zu Skalen weiterentwickelt, diese setzen sich aus Stufen, Stadien, Schritten, Abständen und verschiedenen Arten von Kontinuitäten zusammen. Oder sie werden zu Matrizen und Nomographien erweitert, erhalten eine weitere Dimension und lassen funktionale Abhängigkeiten erkennen, oder sie werden an Topologien und Karten angelegt, um Muster, Rapporte und Flächenbedeckung zu konstruieren.

Die Praktiken der Reihung, das Aufzählen in der Sprache mit und ohne Konjunktion, das Aneinanderreihen im Ornament, im Schmuck, Textil und in der Baukunst (Säulenordnung), in Geometrie (Fraktale), Militär, Musik und Spiel, in Prozessorik, Ordnungstheorie und der Datenstruktur sind es allemal wert näher untersucht zu werden, zumal ihre Stufungen, Portionierungen und Segmentierungen Aufschlüsse über und Hinweise auf zu erwartende Funktionalitäten geben können, im Sinne von: wer von Stufen spricht, spricht von Bewegung und möglicherweise von Epagogè.

Wege haben Biegungen und Steigungen, Gefälle und Geraden, Breiten und Engen, Stationen mit Wegmarken und Ruhepunkte. Reihen sind gerichtete Anordnungen, Folgen mit erkennbaren oder verborgenen Junktoren (zB den Operatoren und-oder-nicht) Die Richtung der Reihung kann progressiv, regressiv oder persistent sein, summativ, subtraktiv oder disjunktiv, eindimensional, oder mehrdimensional, wenn sie chaotisch wird, ist nicht mehr von einer Reihe die Rede. Die Reihe hat ein ihren Elementen gemeinsames Tertium (Größe, Helligkeit, Gewicht, Temperatur, Komplexität, Lautstärke, Geschwindigkeit, Farbsättigung, etc.) Reihen sind ein erstes Ordnungsprinzip und vergleichsweise offen für Interpretationen, dh. Vermutungen über interne Subprinzipien sind erlaubt und möglich.

Sonderformen von Reihen sind die arithmetische (Differenz-Gleichheit benachbarter Werte) und die geometrische Reihe (Quotienten-Gleichheit), die Zwölfton-Reihe, die endliche (begrenzte) Reihe und die unendliche (unbegrenzte) Reihe. Die chronologischen, die alphabetischen, die numerischen und die alphanumerischen Reihen, Aussagenlogische Reihen- oder Kettenschlüsse (modus Baraba und Sorites), kumulative Reihen, etc.

Reihenfolgen bei denen von Stufen, Stationen und Graden gesprochen wird, sind meist Prozess- oder Entwicklungsreihen, zu denen sich jemand Wegmarken ausgedacht hat, Stationen, die man erreichen kann und die man mit Angaben der Entfernung vom Ausgangspunkt benennen kann. Denken Sie etwa an die Entwicklung des Menschen vom Säugling, über das Kleinkind, zum Schulkind und Jugendlichen usw. Hier werden Abschnitte oder Dauern mit Namen belegt, die aufeinander aufbauend gedacht werden. Ähnliches geschieht in den Mysterienreligionen mit ihren Initiationsriten und Stufen der Vervollkommnung oder Erleuchtung. Aber auch im Handwerk mit seinen Lehrlings, Gesellen und Meisterprüfungen und -ritualen, in der Ritterschaft und dem Militär, in der Studenten-und Akademikerschaft haben sich derlei Einweihungsstufen erhalten. Alles, was erlernt, erworben oder realisiert werden musste, verband sich früh mit den Bildern der Leiter, des Aufstiegs (per aspera ad astra) und dem gestuften, langsamen, zunehmenden Klug-, Weise und Reifwerdens. Die Gleichsetzung des Lebens mit einem Weg, der Karriere mit einer Leiter und der geistigen Reifung mit einer Treppe haben alle die Abfolge von Stufen, Stadien und Grade als Hintergrund. Sind die Stufen zu hoch, kann sie keiner erklimmen, ist die Leiter zu steil angestellt, stürzt der Ehrgeizige jämmerlich ab, noch bevor er oben angelangt ist. „Gradus ad Paranassum“ wie das lateinisch geschriebene Lehrbuch des Contrapunkts von Johann Joseph Fux von 1725 hieß, macht das schrittweise Erlernen einer Kunst deutlich. Im Dialog zwischen dem Autor als Schüler und Palestrina als Lehrer wird das Pensum erörtert und inspirierte viele Musiker bis hin zu Muzio Clementi und Claude Debussy, in dessen Sammlung „Children's Corner“ noch ein ironisierter „Dr. Gradus ad Paranassum“ auftritt. Die erste Übersetzung ins Deutsche besorgte der Bach-Schüler Lorenz Christoph Mizler 1742, der freyen Künste Lehrer auf der Akademie zu Leipzig

Noch heute gibt es einen österreichischen Jugend-Musik-Preis gleichen Namens. Jedes Jahr werden an Universitäten und Colleges Graduierungen gefeiert, was so viel bedeutet, dass Absolventen eine akademische Stufe ihrer Laufbahn erreicht haben und ihnen ein akademischer Grad verliehen wird. Die 33 Grade des schottischen Ritus bei den Freimaurern, sind ebenso bekannt, wie die 10 Dans im Judo und die unterschiedliche Anzahl von Stufen die im Yoga, in der indischen Spiritualität und anderen Heilslehren zum Nirvana, zur Erleuchtung, zum Licht, zum Ganzen, zur Unio mystica oder wohin auch immer führen.

Wir scheinen die Neigung zu haben, vieles in Stufen, Phasen und Stadien einzuteilen, diese zu zählen, um uns sagen zu lassen, wo wir uns gerade befinden. Vielleicht brauchen wir auch den Anreiz einer überschaubaren Anzahl von Stufen, um uns überhaupt zu bewegen. Zu wissen, dass es vier Stufen gibt, ist alleine schon eine Beruhigung und reicht häufig bereits aus, um uns zu bemühen.

Alle Institutionen, von der Schule bis zum Beruf, arbeiten mit diesem Motivationstrick, das Beförderungswesen im Beamten- und Angestelltenbetrieb, die Ränge im Militär und die Besoldungsordnungen im Öffentlichen Dienst stehen unter diesem Hierarchiebild und selbst dort, wo dieses alles abgeschafft wurde, suchen wir uns andere, zT abenteuerliche Unterscheidungskriterien um Rangfolgen und Hierarchien wiederherzustellen (zB Parkplatzordnung in Großbetrieben, Toiletten für aussertarifliche Angestellte, Schlüsselbesitz und andere Zugangsregelungen).

Woher diese Unterteilungssucht, Ordnungswut und Klassifizierungsbesessenheit stammt, bleibt ungewiss. Christian Garve, Zeitgenosse und Kritiker Kants, spricht in seiner „Philosophie der Mode“ von zwei gleichzeitig auftretenden Trieben, die er Gesellung und Unterscheidung nennt und deutet damit auf soziale Ursprünge des intellektuellen Verhaltens hin. Es könnte aber auch insofern aus der direkten Beobachtung abgeleitet sein, als die Unterscheidung in die physikalischen Aggregatzustände des nämlichen Stoffs samt den entsprechenden Übergängen.

Denken Sie etwa an die Rede von „fest, flüssig und gasförmig“, die zu der Gewohnheit führt, alles Vorhandene in Stufen, Stadien, Ordnungen, Grade, Phasen usf. einzuteilen. Zudem macht es die Welt einfacher und erleichtert die Kommunikation beträchtlich, wenn ich beispielsweise in thermodynamischen Prozessen die kritischen Punkte angeben kann, an denen etwas in etwas phänomenal anderes übergeht, im Sinne von: es sieht zwar jetzt anders aus, ist aber die nämliche Substanz. Die Beobachtungen des Wachstums und die des Sterbens und Vergehens mögen zu ähnlichen einteilenden Gewohnheiten führen. Same, Keimling, Pflanze, Fruchtfolge, Welken, Absterben und Verwesen sind ebensolche phänomenal unterscheidbaren Zustände des selben Dings und diese Denkfigur wird generalisierend auf alles angewendet. Damit wäre das oben mit „Ordnungswut“ bezeichnete Verhalten, das Ergebnis der versuchten Kommunikation über Prozesse und Entwicklungen, orientiert am Urbild „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, den summarischen, ungenauen, groben und vereinfachenden Konventionen über die schwer begreifbare Dimension der Zeit.

Um die Suche nach Gründen für die Einteilerei fortzusetzen, können wir unsere Angewiesenheit auf Hilfskonstruktionen und stimmige Modelle anführen. Von der Annahme ausgehend, das am Anfang unseres Nachdenkens die Feststellung steht: „Ich kennen mich nicht aus“ und das „Wahrnehmen“ als erste Handlung begreifend, ist der Schritt zur induktiven Welterschließung leicht nachzuvollziehen. Das, was ich in meinem kleinen, individuellen Leben überblicken und begreifen kann, weite ich aus, über mich selbst hinaus ins Überpersönliche, Allgemeine und sogar ins Über-Lebenszeitliche; und da sich in der fortschreitenden Kontingenzbewältigung die unzureichende und lückenhafte Wahrnehmung immer mehr bemerkbar macht, ich aber gleichwohl auf stimmige Bilder und Modelle angewiesen bin, muss mir die Harmonisierung nach dem Muster der Apophanie helfen, die Bilder zu komplettieren und dadurch nachvollziehbar, einleuchtend und verständlich zu machen.

Ich kann folglich Leibnizens „prästabilierte Harmonie“ in einer harmonisierenden Modellierung meiner Wahrnehmung wiedererkennen und seinen vermessenen Determinismus ab intio als grundsätzliches Problem meiner Erkenntnis begreifen. Beim Beobachten von Entwicklungen entgeht mir in aller Regel der kritische Punkt, da er meist zu schnell vorüber ist und meine Wahrnehmung ohnehin von Still zu Still funktioniert, sodass mir Entwicklungen als diskrete Stufen, Schritte, Phasen und dergleichen erscheinen. Nur mit erheblichem intellektuell-technischen Aufwand kann ich Phasenübergänge nachvollziehen und mir über Nachrechnen begreiflich machen, wobei ich bereits andere Modelle und Analogien verwenden muss. Da die Trägheit unserer Sinnesorgane sie sozusagen Bewegungs-blind macht, ist es naheliegend, dass die Sprachliche Fassung der Wahrnehmungsergebnisse, die zusätzlich verlangsamt zu einer digitalen und diskreten, in Stufen oder Phasen unterteilten Auffassung von Entwicklung und Prozess führt. Durch Vergleiche mit anderen Prozessen und der Feststellung ähnlicher oder analoger Phänomene fühlen wir uns bestätigt und fahren in gutem Glauben fort mit wackeligen Taxonomien, ungenauem Zählen von Stufen und groben Einteilungen von Phasen.

Was auf dem Weg von Phase zu Phase, von Stufe zu Stufe geschieht oder geschehen kann, fällt aus unserer Aufmerksamkeit, wenn wir uns derart auf stationäre Zustände konzentrieren. Die Dynamik geht weitgehend verloren und das temporäre Symptom triumphiert über den Entwicklungsgang. Auch die aus der klassischen Mechanik bekannten dynamischen Systeme, die Ausgangszustand und Entwicklungsgesetz voraussetzen, sind lediglich Modellierungen, die von bereits festgehaltenen und festgestellten Zuständen ausgehen. Die noch davor liegende Grunddynamik scheint sich unserer Wahrnehmung und damit auch unserer Feststellung resp.-legung zu entziehen und verdankt sich ihrerseits bereits eines harmonisierenden, apophänen Modells der zuvor beschriebenen Art.

Das raumzeitliche Hintereinander oder Nacheinander der Prozesse und Entwicklungen geben wir in diskreten Stufen und Portionen an, unterteilen diese wiederum fein in Einschwing- und Ausschwingvorgänge und Phasenübergänge mit kritischen Punkten.

Wir behelfen uns mit diesen Modellen, die jedoch Modelle bleiben müssen, auch wenn wir sie gelegentlich für eine Ausschnitt der Wirklichkeit halten und sie uns damit den Blick für die wirklichen Vorgänge verstellen.

So wie uns unsere Sinne bei der Wahrnehmung zeitlicher Abläufe im Stich lassen und komplettierende Hilfskonstruktionen erforderlich machen, verhalten sie sich auch bei Fragen der Auflösung simultaner Gegebenheiten.

Wenn es darum geht, die Komplexität von Strukturen zu erkennen, sozusagen entwicklungslose Momentaufnahmen aus der Realität zu dechiffrieren, erschwert uns eine nicht ausreichende Auflösung unserer Sinne die Arbeit. Wie bei der zeitlichen Auflösung, also dem Erkennen eines Nacheinander, ist auch die Auflösung einer gleichzeitig gegebenen Struktur an Unterschiedswahrnehmungen gebunden. Unser Auge vermag Nachbarschaften von 0.15 bis 0.30 mm erkennen, variierend mit der individuellen Sehschärfe, dem Visus, werden verschiedene Arten und Stufen der generellen Auflösung unterschieden:

Minimum visibile, Minimum discriminabile, Minimum separabile und Minimum legibile. Diese Minima, die von einem angenommenen Kontinuum 0-100% ausgehen, sind ihrerseits alle anhängig von der Beleuchtung, der Darbietungsform, der Kontraste und der Beschaffenheit des Organs. Wenn gerade noch Unterscheidungen zwischen dem beobachteten Objekt und dem Hintergrund möglich sind, spricht man vom Minimum visibile. Bei dem Minimum discriminabile geht es um die Erkennungsschwelle ab der beispielsweise Noniusablesungen möglich sind, dh die Unterscheidung zwischen durchgehenden und gekippten Linien.

Das nächste Minimum ergibt sich, wie der Name sagt, durch die Möglichkeit der Trennung zwischen eng beieinanderliegende Konturen oder Linien, zB ob es durch die Leuchtdichteunterschiede als zwei oder eine Kontur erscheint. Das letzte Minimum macht die problematische Abhängigkeit dieser Bestimmungen von der Verbalisierungsfähigkeit der Versuchsperson deutlich. Hier werden nicht nur die Leistungen des Sehorgans gemessen, sondern auch gleichzeitig auch die Gedächtnisleistung und Kontextualisierungsfähigkeit.

Die Einheit in der der Visus angegeben wird, ist die Winkel-Sehschärfe, also ein Visus von 1' (Winkelminute) und entspricht einer lokalen Auflösung von 1,5 mm bei 5 m Abstand. Kann eine Person zwei Punkte erst bei einem Winkelabstand von 2' voneinander trennen, oder bei einem Abstand zum Objekt von 2,5m beträgt ihr Visus 0,5. Aber bei allen Versuchen das Sehen objektiv und vergleichbar zu messen, sagt das noch nicht viel über das Sehen selbst aus, noch über die Bedeutung, die es für das erkennende Subjekt hat, geschweige denn über die daraus abgeleiteten Denkfiguren des Zoomens, des Rasters, der Granularität, der Perspektive und des Augenpunkts, respektive der Position des Betrachters.

Vergleichbares gilt übrigens für alle die anderen Sinne auch, die nur in der Kooperation und synergetischen Gesamtwirkung auf den Organismus, diesen zum Selbst- und Fremdepfinden bringen und ihn schließlich in der Welt verorten.

Für Künstler stehen Themen der sinnlichen Erkenntnis im Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Arbeit und auch das Geringste, das damit zusammenhängt ist von großer Bedeutung. Wenn ich zB nichts sehe, nichts erkennen kann, ist das keine temporäre Nebensache, über die ich hinweg und zur Tagesordnung übergehe, sondern mich bewegen die Gründe für dieses Nicht-Sehen. Ganz kindlich frage ich warum, und komme zu dem Schluss, dass entweder die Farbe des Gegenstand, den ich sehen möchte, die gleiche ist, wie die der Umgebung, oder dass die Gesamtbeleuchtung zZ keine Wahrnehmung zulässt, oder dass sich zwischen mir und dem Gegenstand etwas befindet, das mir die Sicht versperrt, oder etwa auch, dass das Ding, was ich zu sehen beabsichtige so verschwindend klein ist, dass ich es mit unbewaffnetem Auge ohnehin nicht sehen kann.

Dieses neugierig-naive Befragen der Situation, der näheren und weiteren Umstände und Bedingungen ist bezogen auf die möglichen Gründe eine gute Methode, um fündig zu werden, je naiver und unvoreingenommener, desto besser.

Ich stehe vor einer großen Plakatwand und sehe nur unsaubere, ausgefranste, farbige Rasterpunkte und erkenne kein Bild, keinen Zusammenhang; ich sehe im Internet-Routenplaner die gesuchte Adresse angezeigt, kann mich aber nicht orientieren, weil der Maßstab zu groß ist und mir nur die fünf benachbarten, unbekanntem Straßen zeigt. Im ersten Fall muss ich mich bewegen und von weiter weg, die Rasterpunkte betrachten, im zweiten Fall muss ich den Maßstab verändern, bis ich den Bahnhof oder die Autobahnabfahrt zusammen mit der Lage der Adresse auf einem Kartenausschnitt habe.

Es ist erstaunlich wie schnell wir maßstäbliches Sehen und Erkennen erlernen. Schon im Kindesalter, durch Fotografie und Reproduktionen in Büchern erzogen, haben wir gelernt mit Verkleinerungen problemlos umzugehen. (ich kann mich noch sehr gut an meinen Steinbaukasten erinnern, bei dem ein Heft mit Grundrissen lag, das die zu verbauenden Steine in Originalgröße zeigte und vorschlug das Gebäude über dem Papier zu errichten. und meine gelinde Empörung darüber, dass die Autoren mir offensichtlich nicht zutrauten, dieses ohne die papierene Unterlage, nur nach der Abbildung zu bauen, die nicht im Maßstab 1:1 ausgeführt war.) Verkleinerung scheint Kindern ohnehin geläufig, da sie sich selbst dauernd als verkleinerte Ausgaben der Erwachsenen erleben. Dass man allerdings mit Maßstäben zaubern kann, wurde spätestens bei Spielen mit dem Storchschnabel oder Pantographen klar, Buddelschiffe und Weihnachtskrippen in Nußschalen taten ein Übriges. Der erste Blick durchs Taschenmikroskop des Großvaters und die Steigerung dieser Erfahrung in der Schule vermittelte spielerisch Erfahrungen von Dimensionen, Skalen und Verhältnissen. Wer mit dergleichen nicht als Architekt oder Ingenieur beruflichen Umgang hat, verlernt das Denken in Relationen und Skalen rasch und es braucht eine eigene Anstrengung, um sich diese Zusammenhänge auf anderen wissenschaftlichen Gebieten in Erinnerung zu rufen und wieder zum Thema zu machen, wie etwa bei den Zusammenhängen von Raster und Granularität, von Zoom und Maßstab, von Skalen und Aussagen, von Verhältnismäßigkeit und Richtigkeit.

Entweder als Ungeschicklichkeitsfehler oder als das Ergebnis von kalkulierter und propagandistischer Absicht brandmarkt Edward R. Tufte jene Darstellungen in der Informations- oder Datengraphik, in denen mehrere Maßstäbe verwendet werden. Sei es, dass der Graphiker ungeschickt besondere Veränderungen in den Werten auf besondere Weise hat darstellen wollen, sei es dass der flüchtige Betrachter mit Vorsatz getäuscht werden sollte, oberstes Gesetz für eine Informationsgraphik sei, so Tufte, der gleiche Maßstab für die Darstellung aller Werte innerhalb der selben Graphik. (The Visual Display of Quantitative Information, 2002)

In diesem Zusammenhang ist an den merkwürdigen Erkenntnis-Schock zu erinnern, der die Welt nach der ersten genauen Vermessung der Erdteile durch die Satelliten traf, als sie feststellen musste, dass sich der Eurozentrismus bis in die Kartographie ausgewirkt hatte und die bis dato gültigen Projektionen berichtigt werden mussten. Europa war immer einfach größer dargestellt worden als es seiner geographischen Wirklichkeit entsprach.

Die Abhängigkeit wissenschaftlicher Aussagen, von der „Feinkörnigkeit“ der Datenanalyse ist ein weiteres Thema, das dem unkritischen Betrachter überhaupt nicht auffällt. Wenn ich zB in der Concept Analysis, die Gegenstands- und Merkmalsmenge ausdifferenziere, die Skalen verändere, oder neben Ja-Nein-Aussagen weitere zulasse etc. ergibt sich ein anderes Bild, ein anderes, feineres Netz von Implikationen und damit eine andere „Wahrheit“ als bei gröberer Granularität meiner Untersuchung. Viele Nein's dröseln sich auf in: manchmal, bisweilen, unter gewissen Umständen ja, viele angeblich klare Ja's erscheinen unter der Lupe als unsichere Zuschreibungen und Vermutungen, denen nicht unbedingt und immer zu trauen ist.

Das ist zwar nichts Neues, schon immer hat skeptische Differenzierung zur Epoche geführt, verfeinertes Detail-Wissen zur Zurückhaltung eines vollmundigen Urteils, aber dass weitgehend objektivierte mathematische Methoden dieses noch weiter fortsetzen, ist überraschend und beruhigend.

Das tun natürlich nicht alle mathematischen Methoden, es gibt auch, ganz wie im Beispiel Tuftes, verkürzende und entstellende Methoden, die einer zweifelhaften Eindeutigkeit und Alternativlosigkeit zuliebe, die zurückverfolgende Überprüfung unmöglich machen, da die Ursprungsdaten im Getümmel der eifrigen Verarbeitung untergegangen sind.

Aussagen hängen also nicht nur vom Kontext ab, sondern auch von der Befragung der erhobenen Daten und dabei können wiederum unendlich viele absichtsvolle oder versehentliche Unangemessenheiten zu nahezu nicht erkennbaren Fehlern führen. Nicht nur erhält derjenige eine grobe, verfälschende Antwort, der grob fragt, sondern bereits in der Auswahl der Daten, in der Skalierung von Messwerten, in der Behandlung der Informationslücken, in der Dignitäts- und Angemessenheitsprüfung der Daten liegen viele Chancen verborgen, erhebliche und vor allem konsequenzenreiche Fehler zu machen. Gerade in Zeiten der wilden bis wahllosen Datensammelei ist, da bekanntlich alles mit allem verrechnet werden kann, die „Datenkritik“ eine unverzichtbare, aber leider bislang zu unaufmerksam behandelte Disziplin.

So geistert sei 2008 eine Aufsehen erregende Meldung durch die einschlägigen Journale, und damit auch durchs Netz, in der aus Cambridge UK. berichtet wird, dass Autisten 2,8 mal schärfer sehen als „Normale“. Jeden, der sich mit Wahrnehmung, Kunst und dem Seelenleben beschäftigt, muss diese Nachricht elektrisieren und er beginnt sofort damit, Hypothesen zu spinnen und Erklärungsmuster zu entwerfen, die vom Autisten als einem melancholisch scharfsichtigen Falken, bis zum aller Details Überdrüssigen und resignierenden „Zu-Viel-Seher“ reichen, bis er erfährt dass, es sich um eine Untersuchung mit 15 Probanden handelte, also um eine typische Medizinerstatistik, die nur von sehr eingeschränkter Zuverlässigkeit und Aussagekraft ist. Selbst das Vertrauen in die Gruppe ausgewiesener Fachleute reicht nicht aus, um zwischen Daten-Artefakt und tatsächlichem Zusammenhang zu unterscheiden. Auch der Hinweis auf die überproportionale Licht- und Geräuschempfindlichkeit bei Morbus Parkinson und die darin möglicherweise verborgenen Hypothesen von vergleichbaren Hirnanomalien verändern die Datenlage und ihre Interpretation nicht wirklich. Was also tun? Die mit den Hypothesen begonnene Theorienbildung wieder wegräumen und vergessen, oder das Ganze als Gedankensonde begreifen, die als Ergebnis den Imperativ hervorbrachte: Weiterforschen und erst dann publizistisch aktiv werden, wenn mehrfach geprüfte und abgesicherte Erkenntnisse vorliegen !

Doch auch dieser Imperativ ist zweifelhaft, denn was sind „ mehrfach geprüfte und abgesicherte Erkenntnisse“ wie sichert man Erkenntnisse ab, sind diese dann mehr oder weniger realitätstaugliche Modelle, sind es Aussagen über die Wirklichkeit, sind es objektive, reliable und valide Apophänien, oder Hilfsfiguren für eine denkbare, mögliche Erkenntnis ? Mann könnte sich vielleicht darauf verständigen, dass daraus nach der Prüfung und Absicherung „interessante, zugespitzte Denkmöglichkeiten“ werden.

Die Einteilungen, Portionierungen und Grenzbildungen bei der Wahrnehmung zeitlicher Phänomene, die Rasterungen, Auflösungen und Maßstäbe bei der Wahrnehmung simultaner und ganzheitlicher Phänomene haben vermutlich ihren Ursprung im Messen und Wiegen und diese wiederum im Vergleichen.

Vergleiche sind unerlässliche und stabile Voraussetzungen in der Induktion, Abduktion, Traduktion und Deduktion, also im Erkenntnisprozess, der wesentlich durch das Feststellen von Gleichheit bzw. Ungleichheit mitbestimmt ist.

Voraussetzungen für ein Vergleichen sind Subjekt, Objekt, Relation und Hinsicht (nach Alfred Brunswig, Leipzig 1910) und die Objekte, die verglichen werden sollen, müssen wahrnehmbar sein, sie müssen eine Mindestgröße oder Mindestintensität aufweisen und man muss sie hinsichtlich des Tertiums mit entsprechender Aufmerksamkeit vergleichen können. Die berühmten Äpfel und Birnen sind hinsichtlich ihrer Breite meist gleich, hinsichtlich ihrer Längenausdehnung hingegen nicht, stellt das vergleichende Subjekt fest.

Es ist auffallend, dass sich an den Definitionen des Vergleichs durch die Jahrhunderte so gut wie nichts verändert hat, was den Schluss nahelegt, dass es zur Gruppe der Invarianten im menschlichen Wahrnehmen, Denken und Handeln gehört, die auf allen Ebenen des Bewusstseins agieren können. In der Form des bewussten Messens und Wiegens ebenso wie in der kaum bis wenig bewussten Form des Sich-zurechtfindens, Orientierens und sich Bewegens ohne anzustoßen. Selbst das Denken und metaphorische Formulieren ist von messenden und wiegenden Vergleichen aus der Propriozeption durchzogen: der *lange Weg* von dieser Einsicht zu diesem konsequenten Handeln, das *schwerwiegende* Argument und die zwar *weit hergeholt*, aber darum nicht weniger *niederdrückenden* Fakten, das *kaum zu erreichende* Ziel meiner Bemühungen, und das sprichwörtliche : gewogen und zu leicht befunden, das aus dem altägyptischen Totenbuch als Bild der Psychostasis stammt, samt der sich darauf beziehenden mittelalterlichen „Seelenwaage“, etc.

Die Messkunst, Volumenbestimmung, und Gewichtseichung sind bis auf den heutigen Tag unverzichtbare Kulturtechniken, ohne die kein Handel und keine Ökonomie existieren könnte und würde, wobei das Zählen und alle Arten angewandter Mathematik eine entscheidende Rolle spielen. Die Mathematisierung zunächst nicht mathematischer Größen, das Vergleichbar-Machen von zunächst nicht zu Vergleichendem, die Skalierung von zunächst als getrennte Einheiten empfunden Qualitäten wird von den Einen als Geburt der Wissenschaft gefeiert, von den Anderen als Sündenfall und Verirrung im Weltverständnis beklagt. Dass man mit abgeleiteten und indirekt erschlossenen Werten rechnet wie mit Münzen, Erbsen oder Baumaßen ist vergleichsweise alt. Dass aber grob geschätzte Werte exakten Rechenverfahren unterzogen werden und man sich durch das Ergebnis der exakten Verfahren über die Qualität der Grunddaten täuscht, ist ein eigen Ding, das aber auch nicht erst in der Informatik-Mathematik der Jetztzeit üblich geworden ist.

Zu den Zeiten der Buchstabenmathematik und Kabbalistik, oder in der Epoche der Pythagoreer, oder bei Raimundus Lullus, oder Nikolaus von Kues war Mathematik und Spekulation noch nicht so weit voneinander entfernt, wie heute. Die Mathematik wurde noch nicht zum Beweis oder zu Widerlegung der vorgängigen Spekulation herangezogen, sie spekulierte mit, da der Spekulation im Sinne der Eröffnung einer Denkmöglichkeit der Vorrang vor dem Beweis eingeräumt wurde.

Das änderte sich erst nachdem man Wahrheit und die Mathematiker Wahrscheinlichkeit zusammendachte. Die von Gauß aus der Fehlerberechnung in der Triangulatur der Vermessung eingeführten Streuungsmaße um die Mittelwerte erlaubten, bezogen auf Wahr-Falsch-Aussagen, aus den Angabe der Fehlerwahrscheinlichkeiten indirekte Schlüsse über die Wahrheitswahrscheinlichkeit von Aussagen bzw. Messungen zu machen. Die von Philosophen als „Geodätenmetaphysik“ belächelte Methode verbreitete sich aber im Rahmen einer aufkeimenden Wissenschaftstheorie rasch und durch die Übernahme dieser Aussagenprüfung in den Naturwissenschaften rückte der alte Wahrheitsbegriff der Thomistischen „Adequatio“ immer mehr in die Richtung einer Quantitätbestimmung von Wahrscheinlichkeiten. Jetzt konnte mit Hilfe vieler Einzel-Aussagen über Annahme oder Ablehnung einer Hypothese methodisch entschieden werden. Das sagte zwar noch lange nichts über die Qualität der zu prüfenden Hypothese aus, über Angemessenheit, Trivialität oder Widersinnigkeit, bestimmte aber durch die Gleichsetzung des Consensus omnium mit dem statistischen Mittelwert und entsprechenden Streumaßen über das Schicksal wissenschaftliche Annahmen und Behauptungen. Historische Philosophen hätten über eine 70 % - Wahrheit gelacht und eine solche Monstrosität für einen Studentenuk gehalten, heute werden solche Aussagen zur Grundlage weitreichender Entscheidungen gemacht. Damit noch nicht genug, hat sich mittlerweile die Anschaulichkeit und Nachprüfbarkeit derart verflüchtigt, dass lediglich blinder Glaube an die Rechtmäßigkeit jedweder mathematischen Verfahren Zahlenjongleuren und Datenköchen Tür und Tor geöffnet hat. Wahrheiten, selbst solche im Plural, sind völlig aus der Diskussion gefallen, im Singular wird überhaupt nicht mehr davon gesprochen, was sicherlich auch gut ist, da wir uns vor weitere Religionskriegen hüten sollten. es wird fast ausnahmslos nur noch mit Wahr-Scheinlichkeiten gehandelt und dieses oft genug nicht einmal auf einem überprüfbarem Signifikanzniveau.

Statistisch ermittelte Ergebnisse treten mit einem Dogmen-gleichen Anspruch auf, dem eine Reformation dringend zu wünschen ist, selbst auf die Gefahr hin, ein Schisma heraufzubeschwören, auch die lax dahingeworfenen Bonmots über Statistik und die einschlägigen Witzeleien können über die Ernsthaftigkeit des darin verborgenen Problem nicht hinwegtäuschen. Als Beispiel sei nur die unheilvolle Rolle statistischer Verfahren in der Medizin genannt.

Die Ehrfurcht oder gar Opferbereitschaft der Mathematik gegenüber ist aber völlig unangebracht, wenn es sich bei den Gegenständen der Untersuchung um Individuen

handelt, um einmalige Kombinationen, um kaum vergleichbare Phänomene, oder gar subjektive Befindlichkeiten. Es sei denn, man setzte spezielle Verfahren ein, die in der Lage sind, diesem in ausreichendem Maße Rechnung zu tragen (wie zB die Formale Begriffsanalyse, cum grano salis)

Wenn es zutrifft, dass mit und in der Wahrnehmung unsere denkende Auseinandersetzung mit Welt beginnt, da sie in gewisser Weise eine erste Distanznahme zum direkt betroffenen und reflexartigen Ringen mit ihr darstellt, dann wäre es nicht unklug, die Wahrnehmung so lange wie irgend möglich im Erkenntnisprozess aktiv zu halten. Schon alleine der Überprüfung zuliebe ist die „Sinnesprobe“ ein geeignetes Mittel, um wenigstens die fortschreitende Entwicklung der Angemessenheit der Hypothesenbildung zu kontrollieren, da diese bekanntlich die Neigung hat, eigendynamisch zu werden.

Die merkwürdigerweise auf die Kunst und das Schöne geschrumpfte Bedeutung von „Aisthesis“ sollte unbedingt wieder in die ursprüngliche Bedeutung rückübersetzt werden, ohne dass damit eine Rückwärtsbewegung eingeleitet oder angedeutet wäre. Bei der Beurteilung zeitliche nacheinander auftretender und simultaner Phänomene eröffnet die Wahrnehmung gemäß ihren physiologischen Bedingungen den Reigen der Stufen, Schritte, Stadien und Phasen im zeitlichen Fall und die Grade, Maße, Abstände Lage und Zustände im simultanen Fall. Wie und nach welchen Kriterien die Wahrnehmung allerdings die Phänomene beurteilt, bleibt das Geheimnis der Amygdala, des Gedächtnisses und der sensuellen Kooperation.

Man kann darüber spekulieren, ob die getakteten Transporte der Potentiale in unseren Zentralnervensystem und die Schwingungsmuster der Hirnaktivitäten wie sie im EEG gemessen werden, das physiologische Substrat unserer ebenso getakteten Redeweise sind. Die Untersuchung von Margret Schleidt vom Max Planck Institut in Erling-Andechs und die von Chakravarthi und van Rullen von der Universität Toulouse sprechen dafür, aber auch hier, zumindest bei letzterer wieder das Problem der winzigen Stichprobe (15 Vpn) . Schleidt hat wenigstens die Ergebnisse vorsichtig im Raum der Denkmöglichkeit angesiedelt und ihre Medienanalyse auf tausenden von transkulturellen Stichproben aufgebaut, in denen sie auf der Suche nach „der Dauer der Gegenwart“ hauptsächlich die Taktung von Handlungen untersuchte. Die in den Proceedings der National Academy of Science veröffentlichten Experimente aus Toulouse, kamen zu dem Schluss, dass unterschiedlich getaktete Ströme aus verschiedenen Hirnregionen für den Wechsel und die Beschäftigung mit dem neuen Zustand in verschiedenen Zeitfenstern zuständig seien.

Wie dem auch sei, auf alle Fälle scheint es nicht so ganz zufällig zu sein, dass wir von Gradus und Granum reden, vom Schritt und der Körnung, von Stufen und Lagen. Beibt nach Granum und Gradus schließlich Gratia zu erläutern, doch das ist sehr umständlich, weitschweifig und etwas gewagt. Ich werde dennoch versuchen, die Anmut aus diesem Zusammenhang herzuleiten, wenn es sein muss, auch poetisch-poietisch.

Auch wenn Vertreter aus geheimbündlerischen Kreisen, Theosophen und Antroposophen, Neomystiker und andere zweifelhafte Enthusiasten dieses Gebiet für sich vereinnahmt haben und wie ein Arkanum besetzt halten, es gibt allen diesen Machenschaften zu Trotz, die Metrologie und auch so etwas wie eine Metrosophie, also die Maß -und Meßkunde und eine spekulative Philosophie und Psychologie der Maßverhältnisse.

Geht man nicht von prästabilierten, harmonikalen Verhältnissen aus, findet man beim Entdecken analoger Maßverhältnisse auch keine Bestätigung des Heilsplans oder der großen Weltordnung, man muss also nicht die Welt nach Entsprechungen absuchen und den Analogismus zur allein selig machenden Denkfigur und Forschungsmethode erheben. Geht man hingegen von orientierender, hypothesenbildender Episteme aus, wird das Unternehmen nüchterner, erwachsener und vertretbarer. Man erforscht also denselben Gegenstand, betritt aber den Untersuchungsraum durch eine andere Tür, wie Goethe im Streit über die Farben einlenkend argumentierte.

Schon immer haben Menschen versucht das, was sie beeindruckt, verunsichert, oder sonst affiziert, zu ergründen und zu verstehen. Angst, Rührung, Begeisterung, Freude, Wohlbefinden werden plötzlich verspürt, sind offensichtlich durch irgend etwas ausgelöst, das ich mir aber nur sehr schwer erklären kann. Liebe, Schönheit, Verzweiflung, Trauer, Furcht und Geborgenheit heißen die unzulänglichen Vokabeln, mit denen wir versuchen uns halb beschreibend, halb begründend diesen Emotionen, unklaren Gefühlen und unerklärliche Sensationen zu nähern. Da es sich bei allen diesen Phänomenen um Ergebnisse geheimnisvoller Fernwirkungen handelt, rätselt man seit Ewigkeiten über Feinstofflichkeit, Fluidum, Atmosphäre, Schwingungen, Resonanzen, Äther und allerhand magischen Kräfte, die im Einzelnen hier aufzuzählen und in ihrer Rezeptionsgeschichte zu würdigen, den Rahmen und das Maß verliesse.

Die metaphorische Rede ist das große Sammelbecken dieser Ungereimtheiten. Obwohl uns nichts physikalisch-anatomisch tangiert hat, sind wir berührt, die kalte Hand des Grauens hat uns erfasst, oder uns hat ein Traum, ein Engel, ein Kunstwerk, ein Gesicht, oder das Schicksal gestreift, berührt, angefasst, ergriffen, geschüttelt. Die Künste haben ständigen, intimen Umgang mit dergleichen, die Poesie durch Längen, Rhythmen, Wortwahl und Betonungen, die Musik durch das Nämliche plus Tönen, Dynamiken, Intervallen und Tonfärbungen, die bildenden Künste mit Hilfe von Beleuchtungen, Akzentuierungen, Farben, Aussparungen und Proportionen, die Architektur durch Maßen, Proportionen, Lagen, Rhythmen...etc. Wie man unschwer bemerkt, sind alle diese Parameter und objektiven Kunstgriffe mit denen die Künste zu Werke gehen metaphorisch verschränkt, können ebenso gut für die eine wie für die andere Kunst reklamiert werden und deuten damit auf ein generelles künstlerischen Wahrnehmen, Denken und Handeln hin und auf die sensorische Kooperation, von der alle Künste zehren.

In der Wahrnehmung - andere sagen im Erleben - spielt ein Phänomen eine Sonderrolle und hat zu vielen Spekulationen und Theorien geführt: die Anmutung. Wenn man in den Grenzgebieten zwischen Philosophischer Erkenntnistheorie, Sinnesphysiologie und psychologischer Wahrnehmungstheorie auf etwas stößt, mit dem man nichts anfangen kann, steckt man es bekanntlich flugs in die Ästhetik und glaubt damit allen Schwierigkeiten und Chancen, sich lächerlich zu machen, enthoben zu sein. Man weist damit der Kunst eine ähnliche Rolle wie der metaphorischen Rede zu und macht sie dadurch zum Reservoir unklarer Dinge, obskurer Theorien, verschwommener Vagheiten, subkultureller Mystik und allgemeinem Obskurantismus, wofür man sie anschließend noch beschimpft und verantwortlich macht.

Da in alle Definitionen der Anmutung unentschieden bleibt, ob es sich um eine Qualität des Wahrnehmungsgegenstandes, oder um eine Prädisponiertheit des Betrachters handelt, ist die Episteme auf die gleiche Aporie verwiesen, die sie bei allen rezeptionästhetischen Fragen umtreibt, im Sinne von „liegt nun die Schönheit im Auge des Betrachters, oder vielleicht doch im Gegenstand selbst“

In diesem Zustand von „epistemischem Oszillieren“ haben schließlich Gestalt- und Ganzheitspsychologen versucht, potentielle Wegweiser zu errichten, die andeuten sollten, wohin es ihrer Meinung nach in dieser Frage gehe.

Die Erfindung und erstmalige Beschreibung der „Aktualgenese“ durch Erich Wohlfahrt und Friedrich Sander 1925/32 Vertretern der sogenannten „Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie“ brachte in der Wahrnehmung der simultanen Gestalt doch noch die Idee eines zeitlichen Nacheinanders einer Entwicklung unter. Der Gestalt-Wahrnehmung gehe eine Phase des stückweisen Aufbaus dieser Gestalt voraus, also nicht „in nuce“ werde wahrgenommen, sondern genetisch. Es gäbe eine Phase der Vorahnung, in der die Gestalt schrittweise konstruiert werde.

„Aktualgenese (Gestaltentwicklung): Entwicklung der augenblicklichen Gestaltqualitäten aus ganzheitlichen Vorgestalten in einem überschaubaren Erlebniszusammenhang“ (Hartwig Schröder, Didaktisches Wörterbuch, Mü, 2001). Diesen „Vorgestalten“ wird nun ein Aufforderungscharakter zugeschrieben, der durch ihre Unfertigkeit via Anmutung zur aufmerksamen Wahrnehmung führt oder verführt.

Physiologisch getaktete Wahrnehmung, psychologisch als undeutlich und vorläufig daher kommende schrittweise Genese von Gestalten, die als Anmutung fungiert und dadurch zu jenem Adhortativ wird, ist Künstlern in ihre Beziehung zum Objekt seit jeher bekannt und thematisch. Anmutung und Zumutung, (die im schweizerischen übrigens dasselbe meinen), sind also Wirkungen die durch die schiere Präsenz eines Gegenstandes, Objekts oder einer Person stattfinden, inklusive aller damit zusammenhängenden Erinnerungsbilder und metrologischen und metrosophischen Details. Die umgangssprachlich und werbephraseologisch „positive Anmutung“ genannte Sache ist die Gratia, die in der englischen Übersetzung von Anmutung als grace neben look, appael, impression und appearance vorkommt.

Gelegentlich sprechen auch wir noch von der Grazie, meist zwar schon in ironisierender Distanzierung, auf junge und schöne Menschen bezogen aber auch direkt bewundernd, gefesselt, verführt, ergriffen und erlegen. Die Rede von Ausstrahlung, Anmut, Atmosphäre, Appeal und einem gewissen Etwas, die Redewendungen, dass mich etwas anspreche, mir etwas sage, oder flapsig, dass etwas überkommt, dass mich etwas ergreift, zu Tränen rührt, erhebt, niederdrückt, begeistert...etc. sind allesamt metaphorische Eingeständnisse der Hilf- und Sprachlosigkeit im Angesicht von fernwirkender Anmut resp. Anmutung.

Nach der Theorie der „Vorgestalten“ (Aktualgenese in Angrenzung von der Ontogenese und Phylogenese) ist das erkennende Subjekt, also nicht nur wie das Wort selbst sagt, das Unterworfene, es ist auch jenes von den Dingen dieser Welt ständig geführte und verführte Wesen, das durch seine aufmerksame Wahrnehmung auswählt und diese Auswahl durch nicht immer bewusste Tätigkeit ständig verändert, und sei es auch nur, dadurch, dass es ein Objekt als zu sich und seiner Umwelt gehörig betrachtet.

Der Gedanke der „ganzheitlichen Vorgestalt“ aus der Leipziger Schule, der in gleicher Weise Popper wie Bloch beeinflusst und zu Äußerungen bewegt hat, weist über eine poetische und philosophische Traditionslinie bis in vorsokratische Zeit, was Ernst Bloch entdeckt, rekonstruiert und zum Leben erweckt hat, wie kein zweiter. „Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“ diese Verszeilen von Friedrich Rückert, dem fränkischen Romatiker, Dichter und erstem Deutschen Orientalisten werden sekundiert vom schillernden englischen Intellektuellen, Journalisten und Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton, der behauptete dass „Ein Mann, der nicht eine Art Traumbild seiner Vollendung in sich trägt, so monströs sei, wie einer ohne Nase“ (zit. Nach E. Bloch Pr. Hoffn. 1093)

Diese Vorgestalt, denkt man sie produktionsästhetisch und subjektivistisch, ist die Grazie des Unfertigen, des Vorläufigen, ist die ständige, virtuelle Aufforderung es - was immer es auch sei - zu vollenden, sie ist das Futur III der Kunst, oder auch die „vollendete Vorläufigkeit“. Das nicht abgeschlossene und wahrscheinlich auch nicht abschließbare formuliert sich im Granum der simultanen und im Gradus der sukzessiven Wahrnehmung, wie auch in der Gratia oder Anmutung mit Aufforderungscharakter. Charles Sanders Peirce hat etwas ähnliches gemacht, als er vor die Induktion und Deduktion die Abduktion setzte und in ihr die Erfinderin aller neuen Gedanken und Erkenntnisse pries. Mit ihr beschreibt er das Verfahren der Hypothesenfindung, man könnte auch sagen der Problemsituation samt einer hypothetischen ersten Erklärung oder Vermutung. In seiner dreigliedrigen Erkenntnislogik trennt er die drei Schlussweisen folgendermaßen voneinander: „Abduktion ist jene Art von Argument, die von einer überraschenden Erfahrung ausgeht, das heißt von einer Erfahrung, die einer aktiven oder passiven Überzeugung zuwiderläuft. Dies geschieht in Form eines Wahrnehmungsurteils oder einer Proposition, die sich auf ein solches Urteil bezieht, und eine neue Form von Überzeugung wird notwendig, um die Erfahrung zu verallgemeinern.“

„Deduktion beweist, dass etwas **sein muss**; Induktion zeigt, dass etwas **tatsächlich** wirksam **ist**; Abduktion deutet lediglich daraufhin, dass etwas **sein kann**.“

„Deduction proves that something **must be**; Induction shows that something **actually is** operative; Abduction merely suggests that something **may be**.“ (Ch.S. Peirce: *Collected Papers (CP 5.171)*)

Dieses Bilden von Hypothesen ist etwas, das, wie Peirce mit „Wahrnehmungsurteil“ andeutet, in der Wahrnehmung fortwährend geschieht, in der sukzessiven Wahrnehmung mit ihren Gradus, in der simultanen mit ihrer Granularität und der produktionsästhetischen mit ihrer Grazie des Unfertigen und immer einer Vollendung zustrebenden.

Wenn wir zu den metrosophischen Bemerkungen des Anfangs zurückkehren, können wir auch in Ihnen Vorgestalten erkennen, deren Anmutung zu immer neuen Erkenntnissen über Lage, Abstände, Proportionen, Harmonien und Fernwirkungen führen und verführen und uns auf die „Geodätenmetaphysik“, der Mathematiker verweisen, die kaum etwas anderes ist, als die ebenfalls vielgescholtene „Artistenmetaphysik“ der Künstler und die sich beide als diesseitige, dh. innerweltliche Spekulationen mit starkem Bezug zur Praxis und Produktion darstellen. In seinem programmatischen Essay „Über Anmut und Würde“ (1793) entwirft Schiller in der Auseinandersetzung mit Kants Ästhetik ein widersprüchliches Konzept der Anmut. Er sagt zwar, dass sie „eine Schönheit sei, die nicht von der Natur gegeben sei, sondern vom Subjekte selbst hervorgebracht werde“, die aber gleichwohl natürlich wirke, sozusagen in bewußter Bewußtlosigkeit. Als Ausdruck und äußere Erscheinung der „schönen Seele“ (Chr.M. Wieland), die den Kantschen Dualismus überwinde und Sinnlichkeit und Vernunft, Neigung und Pflicht zur Harmonie bringe. Hierin spiegelt sich der antike Begriff der Gratia, der die Einheit einer Dreiheit meint, in der das Liebliche, das Freundliche und das Dankbare zusammenwirken müssen, um Anmut zu erzeugen. Im lateinischen Mittelalter war es die Einheit von Schönheit und Gnade, in der Ästhetik von Shaftesbury ist es die Verbindung von sinnlicher Anmut und der moralischen Anmut.

In der Unterscheidung von „erlebter Anmut“ und „herzustellender Anmut“ spielt die „Anmutung“ als wahrnehmbare Vorform der „Anmut“, als intuitive Antizipation eine entscheidende Rolle. Die Gratia ist letztendlich die Instanz, die Gradus und Granum beurteilt, gleichzeitig ausdrückt und verklärt.

Auch wenn das alles sehr klassisch-klassizistisch klingt und in seiner Harmonie von Sinnlichem und Geistigem mit idealischer Begrifflichkeit spielt, ist das Konzept der Anmut, der Grazie oder Charis eines, das bei aller Antiquiertheit sehr interessant und aufschlussreich ist. In dieser alten Theorie sind produktionsästhetische Hinweise verborgen, die uns beim Überwinden von zopfiger Begrifflichkeit unter der Hand verloren gegangen sind. Die theatraalisierte Kunstgattung der Performance hat dieses Thema wieder nach oben gespühlt und uns neben Schritten, Stufen und Sequenzen, mit Raster, Proportionen und Lagen auch wieder mit der „Schönheit in Bewegung“ ,

wie Lessing die Anmut fasste, konfrontiert und beschäftigt.

„Anmut verabscheut den Zwang“ heißt es in einer moderne Übersetzung, „*Die Charis haßt die schwererträgliche Notwendigkeit*“ übersetzt Hermann Diehls in seinen Fragmenten der Vorsokratiker, 1922 den sagenumwobenen antiken Dichter-Philosophen Empedokles (116 aus dem Sühnelied)

Granum, Gradus, Gratia, auf diese „drei Geschäfte der Wahrnehmung“ habe ich mich in dieser Artistenpredigt konzentriert ohne die übrigen Geschäftsbereiche dabei zu vergessen, als da wären: Erkennen, Vergleichen, Orientieren, Vorstellen und all' die Kombinationsleistungen wie Seh-Fühlen, Erinnerungssehen, prinzipielles und symbolisches Sehen und Erkennen, Beobachten und sortierendes Sehen, Hören, Fühlen, Schmecken und Riechen. Alle Sinne haben Teil an Granum, Gradus, Gratia sei es als Abstufung, Reihenfolge oder Einschätzung, als Quantoren, Nuancen, Ordnungen, Maßeinheiten oder Kriterien.

Als Formen und Dimensionen des sinnlichen und gedanklichen Erlebens sollen sie auf diese Weise eingeführt sein und stehen damit zur Diskussion.

Machen sie fröhlichen Gebrauch davon

ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit